

KARL BARTH

Die Deutschen
und wir



19

45

Evangelischer Verlag A. G. Zollikon-Zürich

Die Deutschen und wir

von

Karl Barth

Ich habe dieses Thema gewählt, weil es mich persönlich mit Sorge erfüllt. Ich suche nach der richtigen Antwort auf die darin enthaltene Frage. Ich werde gewiß nur andeuten können, in welcher Richtung ich suche. Ich kann es aber nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß mindestens das Suchen nach der richtigen Antwort auf diese Frage die Sache von uns Allen oder doch von möglichst Vielen unter uns sein sollte.

Ich verstehe unter den «Deutschen», von denen ich reden möchte, das deutsche Volk von heute, das sich am Ende und Ziel einer langen vorangehenden Entwicklung dem Nationalsozialismus verschrieben oder doch unterworfen hat und dessen Schuld und Schicksal es heute ist, mit diesem System stehen und fallen zu müssen.

Und ich verstehe unter «wir» uns Schweizer vom Anfang des Jahres 1945, wobei ich voraussetze, daß wir nicht nur Schweizer sind mit allem, was das menschlich und politisch bedeutet, sondern daß wir darüber hinaus auch als Christen angedredet und ernst genommen sein wollen.

Aber was steht hier in Frage? — Ich möchte zunächst an zwei Tatsachen erinnern, die in den letzten Wochen des vergangenen Jahres durch unsere Zeitungen gegangen sind.

Es geschah in Basel, daß in und neben dem freundschaftlich aufgenommenen Strom elsässischer Flüchtlinge

auch ein Trupp abgedrängter deutscher Soldaten über unsere Grenze kam. Ein SS.-Offizier hatte sie daran hindern wollen. Sie hatten ihn niedergeschossen. Sie waren offenbar nicht nur kriegsmüde, sondern auch hitlermüde. Sie trugen aber noch immer die deutsche Uniform. Dieselben Leute sind dann auf den Straßen einer unserer Vorstädte vom schweizerischen Publikum — es sollen besonders Frauen gewesen sein — als Träger dieser Uniform beschimpft, beleidigt und bespioniert worden.

Und es geschah bald darauf in einer von höchst verantwortlichen Personen gepflogenen Beratung über die Organisation und Durchführung der bekannten «Schweizerspende» für das notleidende Ausland, daß ein Teilnehmer allen Ernstes davor warnen zu müssen glaubte, für diese Hilfe auch das benachbarte Deutschland in Aussicht zu nehmen: um die Popularität und also auch um den Erfolg der zu veranstaltenden Geldsammlung könnte es sonst geschehen sein!

Daß wir solche Vorfälle bedauern und mißbilligen — den ersten stärker, den zweiten vielleicht schon etwas weniger stark — darf ich wohl ohne weiteres annehmen. Aber nun prüfe ein Jeder sich selbst: ohne ein gewisses Verständnis und vielleicht sogar ohne ein leises Einverständnis stehen wir ihnen darum doch nicht gegenüber. Oder wer von uns wäre in diesen letzten Jahren nicht auch schon in der Stimmung gewesen, in der ihn vielleicht doch nur die mangelnde Gelegenheit und gewisse moralische Hemmungen hinderten, Ähnliches zu sagen und zu tun? Daß wir Entsprechendes auch schon gedacht haben, werden wir kaum leugnen können und vielleicht nicht einmal wollen. Ein gründliches Mißtrauen gegen die Deutschen als solche, eine tiefe Entfremdung diesen unseren Nachbarn gegenüber steckt heute irgendwo in uns allen, vielleicht sogar so

etwas wie der Wunsch, am liebsten nichts mehr von ihnen hören und sehen zu müssen.

Es war nicht immer so. Es war während des Krieges von 1870 in der welschen und während des 1914er-Krieges in der deutschen Schweiz durchaus nicht so. Auch im Anfang des Hitlerregimes und noch zu Anfang dieses Krieges war es noch nicht so. Der Schweizer ist ja nicht so leicht aus der Fassung und aus seiner natürlichen Neigung zur Zurückhaltung und Unparteilichkeit zu bringen. Der Schweizer ist an sich wirklich kein Deutschenhasser. Die etwas wußten oder zu wissen meinten von dem, was da draußen geschah und zu geschehen drohte, haben bei uns zunächst nur sehr teilweise Gehör gefunden. Man war zunächst viel mehr geneigt, den Emigranten, den Juden und dann der alliierten Propaganda zu mißtrauen als den Deutschen, die man bei gewissen Reserven doch so ganz anders zu kennen meinte. Man brachte dem Nationalsozialismus — genau so wie in England — ein gewisses mildes Interesse entgegen und hatte dafür um so mehr Vorbehalte gegen die deutsche Opposition, gegen die Bekenntniskirche und später auch gegen Hitlers Kriegsgegner. Es brauchte eine lange Belehrung durch nicht mehr zu bezweifelnde bitterböse Tatsachen — es brauchte übrigens bei Vielen, die sonst vielleicht auch heute noch immer unbelehrt wären, auch eine schöne Anzahl russischer, englischer, amerikanischer Siege — bis das Blatt sich entschieden gewendet hat. Heute ist es so weit. Was das Deutschland unserer Generation meinte und wollte, was es aus den Menschen und mit den Menschen gemacht hat, das ist in diesen Jahren auch für die, die es früher nicht sehen wollten, in einem entsetzlichen Crescendo offenbar geworden und im gleichen Maß dann auch die allgemeine Enttäuschung, Bedrückung, Entrüstung und Erbitterung, mit der wir an das Volk da drüben eigentlich nicht denken

wollten und nun doch denken müssen: auch wir Schweizer, die wir doch durch das, was dieses Volk angerichtet und getan hat, nur indirekt, in der Hauptsache nur in der Teilnahme an dem, was Anderen widerfahren ist, beteiligt waren. «Ich kann an die Deutschen nicht mehr wie an Menschen denken» hat ein französischer Schriftsteller neulich im Rückblick auf Alles das, was er in diesen Jahren mit eigenen Augen gesehen hat, geschrieben. Wir verstehen heute ein solches Wort, auch wenn wir es nicht nachsagen. Es mußte so kommen. Es wäre bestimmt nicht in der Ordnung gewesen, wenn die militärische Neutralität der Schweiz, wie man es eine Zeitlang von uns haben wollte, zu einer Neutralität auch der schweizerischen Gesinnung geworden wäre. Wir waren durch das heutige Deutschland zwar nicht angegriffen, aber wahrhaftig bedroht genug. Es war um unserer Unabhängigkeit, um alles dessen willen, für was wir als Schweizer einzustehen haben, einfach notwendig, daß wir uns über unseren gesinnungsmäßigen Gegensatz zu den heutigen Deutschen klar wurden und uns auch in aller Form dazu bekannten. Es war keine weise, sondern eine gefährliche Politik, die uns eine Zeitlang daran verhindern wollte.

Aber da nun die Belehrung und Bekehrung eine allgemeine geworden ist, steht die Frage erst recht vor uns: die Deutschen und wir! die Frage nach dem, was nun, nachdem es so weit gekommen ist, eigentlich werden soll zwischen ihnen und uns, die Frage nach dem ersten neuen Wort, das ja doch wohl auf das nun gesprochene letzte alte Wort einmal folgen muß. Das Leben — auch unser Leben mit dem deutschen Nachbarn — muß und wird ja weitergehen: von da aus, wo wir ihm jetzt gegenüberstehen, weitergehen. Es ist wie auf einer unserer Bergstraßen: eine lange Gerade haben wir nun durchwandert bis zum letzten Schritt; wollen und müssen wir weiterschreiten, dann müssen

wir jetzt durch eine Kurve hindurch vorwärts und höher kommen — nicht dahin zurück, wo unsere Augen für das, was wir jetzt sehen, noch verschlossen waren, aber auch nicht weiter in der Richtung, in der wir den letzten Schritt nun mit endlich geöffneten Augen getan haben, nicht weiter also in der nun mit Recht so gründlich gewordenen Abneigung und Ablehnung, mit der wir heute den Deutschen gegenüberstehen. Es war höchste Zeit, daß wir endlich gründlich und ernstlich zornig wurden. Es kann aber keinen noch so gerechten Zorn geben, über den wir die Sonne nun wirklich untergehen lassen dürften. Auch die Franzosen, auch die Holländer, Norweger und Polen, auch die Juden in aller Welt werden sich das eines Tages klar machen müssen. Es ist ihnen sehr viel schwerer gemacht als uns. Wir wollen aber vor unserer eigenen Türe wischen und uns sagen, daß es uns, den von dem deutschen Unheil kaum direkt Betroffenen, uns, die wir den Deutschen gegenüber niemand und nichts zu rächen haben, wohl ansteht, unter den Ersten zu sein, uns das klar zu machen. Die Kurve muß genommen werden. Daß dies geschehe, das ist die Sorge, in der ich in diesem Vortrag das Wort nehme.

I.

Ich beginne mit einer sehr einfachen, aber gar nicht selbstverständlichen Feststellung: Wir wissen jedenfalls zu wenig von den heutigen Deutschen, als daß es uns erlaubt sein könnte, nun etwa wirklich mit ihnen «fertig» zu sein.

Was wir von ihnen wissen, ist das, was uns von ihren Taten seit dem Beginn des Hitlerregimes und dann besonders im Verlauf dieses Krieges allmählich von allen Seiten und in erschreckender Bestimmtheit und Eindeutigkeit bekannt geworden ist. Lüge, Unfreiheit und Brutalität

und auch große, gen Himmel schreiende Ausbrüche solcher Unmenschlichkeit hat es in Kriegs- und Friedenszeiten immer und überall gegeben. Wir wollen gewiß nicht vergessen, daß unsere eigenen, sonst mit Recht viel gerühmten Vorfahren gerade in ihrer kriegerischen Glanzzeit alles Andere als Engel gewesen sind. Das heutige Deutschland aber — das unterscheidet es auch vom revolutionären Rußland — hat die Unmenschlichkeit zum Prinzip, zum System und zur Methode erhoben. Nationalsozialismus ist nicht nur verbunden, sondern identisch mit Unmenschlichkeit. Alle theoretischen Einwände, die man früher in dieser Richtung gegen seine Gedanken und Lehren erheben mußte, sind längst überholt durch die Praxis, in der er sich in einer inzwischen immer zunehmenden Eindeutigkeit selbst dargestellt und (man darf wohl so sagen) selbst gerichtet hat. Es widersteht mir, die endlose Folge der nationalsozialistischen und also der deutschen Taten, an die wir alle denken, noch und noch einmal namhaft zu machen, geschweige denn mich darüber zu verbreiten. Wir wissen Bescheid. Und es sind durchschlagend diese in Deutschland selbst und dann überall da, wo die Deutschen zur Macht kamen, geschehenen Taten, die uns die Deutschen entfremdet haben.

Wir müssen aber bedenken: wir wissen zwar genug und übergenuß von diesen deutschen Taten, wir wissen aber sehr wenig und weithin gar nichts von den Deutschen selbst, von den deutschen Menschen, von dem Maß, von der Art, von dem Sinn, in welchem sie an diesen deutschen Taten beteiligt oder nicht beteiligt, für sie verantwortlich oder nicht verantwortlich sind. Was wissen wir davon, ob es Wenige oder Viele oder vielleicht sehr Viele sind, die sich diesen Taten schon von Anfang an — schon zu einer Zeit, da England noch schlief, da auch wir noch

schlafen — widersetzt haben? Was wissen wir von dem Ernst, von der Gründlichkeit, auch von dem teilweisen Erfolg, mit dem das da und dort geschehen sein mag? Was wissen wir davon, wo der deutsche Arbeiter, der deutsche Bauer, der deutsche Pfarrer, die deutsche Frau heute eigentlich stehen und zu suchen sind? Was wußten jene Schweizer Frauen von den deutschen Soldaten, die sie auf offener Straße bespieden haben?

Wir können doch wohl nicht genug bedenken, was es bedeutet, daß gerade zwischen den deutschen Menschen und uns seit zwölf Jahren so etwas wie ein eiserner Vorhang heruntergegangen ist. Wir haben ihnen nicht mehr in die Augen sehen, wir haben sie nicht mehr selber sich aussprechen hören können. Ein offenes freies Wort ist nicht mehr über die deutsche Grenze zu uns gedrungen. Ihre Zeitungen, ihre Bücher sagen uns im besten Fall, wieviel dort dauernd verschwiegen und umgangen werden muß. Ihre Briefe, so weit sie uns erreichen, können uns gerade von dem Wichtigsten nichts mitteilen, was man wissen möchte und wissen müßte, um sie zu verstehen. Die deutschen Menschen tragen — für uns wenigstens — eine Maske wie die Leute in den mittelalterlichen Pesthäusern. Wir sehen wohl die Maschine jenes Systems in vollem Gang. Wir sehen wohl, daß der Widerspruch und Widerstand dagegen, der sicher da und dort vorhanden war und ist, jedenfalls bis auf diesen Tag nicht wirksam wurde. Wir sehen wohl, daß immer wieder Millionen und Millionen von deutschen Männern und Frauen, Alten und Jungen, mehr oder weniger aktiv am Werk sind, diese Maschine in Gang zu erhalten und damit neue fatale deutsche Taten immer wieder möglich zu machen. Aber täuschen wir uns nicht: die deutschen Menschen haben wir mit dem allem noch nicht gesehen. Wir kennen Alle im besten Fall einige,

wir kennen aber nicht die, nicht den deutschen Menschen von heute. Es gehört auch zu dem heutigen deutschen Unheil, es ist vielleicht sogar mit etwas vom Unmenschlichsten an seiner Unmenschlichkeit, daß dem so ist, daß beides so gespensterhaft auseinandergerückt ist: hier die deutschen Taten, das System, die Maschine, die wir kennen — dort der deutsche Mensch, den wir tatsächlich nicht mehr kennen, der vielleicht so ist, wie es seine Taten zu bezeugen scheinen, vielleicht aber auch ganz und gar nicht so ist.

Wir möchten und müßten wissen, ob es wahr ist, was die heutigen Wortführer des deutschen Volkes und gleichzeitig seine bittersten Gegner behaupten: daß dieses Volk in seiner überwiegenden Mehrzahl eben das gewollt, ausdrücklich und stillschweigend gutgeheißen habe, in seiner Gesinnung eben dem entspreche, was unter seinem Namen seit zwölf Jahren geschehen ist und noch geschieht. Oder ob es umgekehrt wahr ist, was das «Freie Deutschland» des Generals von Seydlitz von Moskau aus oder sonst uns versichert: daß dieses Volk in seiner überwiegenden Mehrheit selber nur das erste und beklagenswerteste Opfer jener Maschine und niemals für die heute das Bild beherrschenden deutschen Taten haftbar zu machen sei? Welche Version ist die richtige? Oder gilt eine dritte, nach der der deutsche Mensch in ganz besonderer Weise ein Wesen mit zwei ganz verschiedenen Seelen wäre, so daß man in jedem Deutschen zugleich etwas von Friedrich Schiller und Matthias Claudius, aber auch etwas von Joseph Goebbels und von Heinrich Himmler, etwas vom Geist von Weimar, aber auch etwas vom Geist von Potsdam zu suchen hätte? Aber es scheint ja darüber hinaus — von nicht ganz wenig Deutschen vertreten — auch noch so etwas wie einen Geist von Ouradour und Auschwitz zu geben. Welches ist nun der wahre deutsche Geist? Es gibt Indizien und Argumente, die in diese,

es gibt aber auch andere, die in jene Richtung weisen. Wir hörten ja immer wieder von Einzelnen und von ganzen Gruppen, von Kommunisten, Bibelforschern, Katholiken, Studenten, Offizieren, auch von überzeugten Protestanten, die widersprochen und widerstanden und die dafür mit dem Leben bezahlt haben. Wir könnten gewiß noch einmal überrascht und beschämt vor der Nachricht stehen, daß in dieser Richtung sehr viel mehr geschehen und erlitten worden ist, vielleicht in eben dieser Stunde geschieht und erlitten wird, als wir uns träumen ließen. Unser Bild vom deutschen Menschen in dieser Zeit müßte dann noch einmal einer gewaltigen Korrektur unterworfen werden. Ich für meine Person bin überzeugt davon, daß dem so sein wird. Aber auch ich kann das heute nicht beweisen. Wir wissen heute sehr wenig gerade von der Grundsätzlichkeit dieses innerdeutschen Widerstandes. Wir wissen z. B. kein Wort darüber, mit welchen Gedanken unser Freund Martin Niemöller diesen Krieg nun eigentlich begleitet hat und in welcher politischen Gesinnung er, wenn er uns erhalten bleiben sollte, sein Gefängnis schließlich verlassen wird. Gibt es doch sogar deutsche Juden, die von irgendeiner verklausulierten Bejahung des Nationalsozialismus oder doch der deutschen Politik bismarckscher Prägung, aus der der Nationalsozialismus in ziemlich gerader Richtung hervorgewachsen ist, bis auf diesen Tag nicht ganz abzubringen sind. Kann und soll man den Deutschen heute ein neues Vertrauen entgegenbringen? Wir werden dringend dazu aufgefordert. Wir werden von anderer Seite ebenso dringend davor gewarnt, das zu tun. Aber die Grundlage jener Aufforderung liegt im Dunkeln und die dieser Warnung ebenfalls. Fassen wir Alles zusammen, was wir wissen und nicht wissen, so wird man schon zu dem Ergebnis kommen müssen, daß niemand so tun sollte, als ob er über den

deutschen Menschen von heute nach der einen oder nach der andern Seite ganz authentisch Bescheid wisse.

Ich möchte hier gleich auch einen Blick werfen auf die verschiedenen Theorien, mit denen man sich den heutigen Deutschen zu erklären pflegt.

Man erzählt sich z. B. es handle sich im Nationalsozialismus um den explosionsartigen Ausbruch einer uraltertümlichen wilden Bewußtseinschicht, gewissermaßen um eine Offenbarung des animalischen Urmenschen, den der moderne Kulturmensch nur scheinbar überwunden, den er durch die Raffiniertheit und Seelenlosigkeit seines zivilisatorischen Fortschrittes vielmehr gewissermaßen herausgefordert habe: um eine psychologische oder vielmehr psychopathische Reaktion also, in der begriffen er sich zunächst nur in einem solchen zerstörerischen, und zwar zutiefst selbstzerstörerischen Unternehmen Luft machen konnte. In eine ähnliche dunkle Richtung hatte ja schon das Buch von Rauschning über «Die Revolution des Nihilismus» gewiesen.

Es gibt aber auch Theorien, die sich in gemeinverständlicheren Regionen bewegen. Man denkt, wenn man an den Deutschen denkt, an den Preußen und wenn man an den Preußen denkt, an den preußischen Kasernendrilla. Man erinnert daran, daß das deutsche Volk seine Fürsten im Grunde nie los geworden ist, daß es noch nie die Gelegenheit hatte im Staate etwas Anderes als einen Befehlsapparat zu erblicken, daß es insbesondere durch die Reformation Luthers dazu auch geistig geradezu erzogen worden sei. Man erklärt sich dann den Nationalsozialismus sehr einfach als die höchste Blüte dieser dem Deutschen zur zweiten Natur gewordenen Lust zur Diktatur und zur Servilität, des deutschen Befehlen- und Gehorchenwollens, der deutschen Autoritätssucht und Subordinationsgesinnung.

Eine andere Erzählung lautet dahin: Die kapitalistische Wirtschaftskrise am Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre habe in Deutschland gedroht, zu einer revolutionären Aufschwung der Arbeitermassen zu führen. In dieser Situation habe das geängstigte deutsche Finanzkapital in Hitler gewissermaßen seinen Retter erkannt und seinen Condottiere gewonnen. Die Industrie und die Bankkönige hätten ihm also das Geld gegeben, mit dem er seine erstaunliche Partei organisiert, seine braunen und schwarzen Heerscharen versammelt und ausgerüstet habe, um endlich und zuletzt seinen Auftraggebern über den Kopf zu wachsen und dank der Gewalt seiner Demagogie, dank der Schwäche der selber schon kapitalistisch und faschistisch verseuchten demokratischen Regierung, dank der herrschenden Arbeitslosigkeit, dank der Zerrissenheit der deutschen Arbeiterklasse an die Macht zu kommen. Alle Greuel des Nationalsozialismus wären nach dieser Theorie nichts Anderes als die zu ihrem letzten Ziel gekommenen und in ihrem eigentlichsten Charakter sich offenbarenden Unarten des kapitalistischen Wirtschaftssystems.

Wieder anderer Art ist die etwas wehleidige Erzählung, mit der die Deutschen selbst ihren Weg zu erklären und zu rechtfertigen pflegen: sie seien eben das in der Geschichte zu spät und bisher zu kurz gekommene, das «junge Volk», das «Volk ohne Raum» in der Mitte Europas, das man von allen Seiten um seiner Tüchtigkeit willen gehaßt und dem man seinen Platz an der Sonne nicht gegönnt habe. In der notgedrungenen Gegenwehr gegen diese Einengung und Bedrohung seien sie das geworden und hätten sie das werden müssen, als was sie heute vor uns stehen.

Eine der merkwürdigsten Theorien über die Deutschen ist sicher die ihres alten Feindes aus dem vorigen Krieg, des französischen Ministerpräsidenten Clemenceau. Ich zi-

tiere sie in seinen eigenen Worten, wie er sie kurz vor seinem Tod zu seinem Privatsekretär gesprochen hat: «Lieber Freund, es entspricht dem Wesen des Menschen, das Leben zu lieben. Der Deutsche kennt diesen Kult nicht. Es gibt in der deutschen Seele, in der Kunst, in der Gedankenwelt und Literatur dieser Leute eine Art von Unverständnis für Alles, was das Leben wirklich ist, für das, was seinen Reiz und seine Größe ausmacht und an Stelle dessen eine krankhafte und satanische Liebe zum Tod. Diese Leute lieben den Tod. Diese Leute haben eine Gottheit, die sie zitternd aber doch mit dem Lächeln der Ekstase betrachten, als wären sie von einem Schwindel erfaßt. Und diese Gottheit ist der Tod. Woher haben sie das? Ich weiß darauf keine Antwort. Der Deutsche liebt den Krieg aus Selbstliebe und weil an dessen Ende das Blutbad wartet. Der Krieg ist ein Vertrag mit dem Tod. Der Deutsche begegnet ihm, wie wenn er seine liebste Freundin wäre.»

Man könnte dem allem auch eine christliche Theorie an die Seite stellen: die Deutschen haben gerade den eigentlichen Sinn des Christentums: die Gnade Gottes in der Person des Juden Jesus tiefer und gründlicher als alle Anderen verstanden. Eben darum sind sie und nur sie einer so völligen und konsequenten Abweisung Jesu, seines Volkes und seiner Botschaft fähig gewesen wie die, die sie nun in ihrer politisch-militärischen Praxis von Friedrich dem Großen über Bismarck zu Hitler vollzogen haben, eben darum sie und nur sie der bösen, kalten Menschenverachtung, die für alle diese ihre Helden so bezeichnend ist.

Man kann zu allen diesen Theorien gewisse Fragezeichen setzen. Ich möchte mich nicht damit aufhalten, sie im Einzelnen zu kritisieren. Sie alle enthalten ja gewiß auch viel Beachtliches und Nachdenkliches. Es ist aber vielleicht nicht unnütz zu bemerken: den Charakter einer Offen-

barung hat keine von ihnen. Sie erklären ja auch alle nicht, warum es gerade in Deutschland zu den genannten Erscheinungen und den entsprechenden Folgen kommen mußte. Es wäre darum wohl gut, wenn ihre Anhänger sich darauf einlassen würden, sie wenigstens miteinander zu vergleichen und durch einander zu ergänzen und nicht etwa zu meinen, mit der einen oder andern dieser Erzählungen die Auskunft über die Deutschen in der Hand zu haben. Wie groß muß das deutsche Rätsel sein, da es so viele und so verschiedene Antworten möglich macht! Der deutsche Mensch, so wie er heute geworden ist und lebt — der deutsche Mensch mit all dem, was er im Guten und im Bösen, an Glück und Unglück, an Hoffnungen und Enttäuschungen jetzt hinter sich hat, kann zwar dem, was diese Theorien von ihm sagen, weithin entsprechen und kann dann doch noch einmal ganz anderswo sein als dort, wo mit diesen Theorien hingezigt wird. Wir mögen sie also prüfen. Wir mögen es versuchen, mit ihrer Hilfe an das deutsche Rätsel heranzukommen. Es sollte sich aber ja niemand hindern lassen, sich trotz dieser Theorien für den wirklichen deutschen Menschen offen zu halten, wie er uns, wenn der eiserne Vorhang eines Tages wieder aufgehen sollte, neu begegnen wird.

Man muß dieser Begegnung wirklich ohne optimistische Illusion entgegehen. Es kann sein, daß Alles ungefähr so ist, wie man es jetzt vermuten möchte. Es kann sogar sein, daß Alles noch viel schlimmer ist. Und daß ihm die Deutschen nachher auch nur ein wenig sympathischer begegnen und erscheinen werden als vorher, das kann man wirklich niemandem versprechen. Es kann aber auch sein — und ich für meine Person bin überzeugt davon — daß wir selbst dann in einem ganz andern Umfang zu lernen und

uns zu bescheiden haben werden, als wir es uns jetzt vorstellen können.

Ich wollte mit dieser ersten Überlegung nur darauf aufmerksam machen, daß das immerhin möglich ist und daß wir uns für diese Möglichkeit immerhin frei halten müssen. Ich bin dafür, daß wir uns ganz dieselbe Freiheit auch dem ebenso rätselhaften Sowjet-Rußland gegenüber vorbehalten sollten. Es wäre uns auf keinen Fall gut, wenn wir am Ende der großen Auseinandersetzung, die jetzt stattfindet und am Morgen des neuen Tages, der dann anbrechen wird, als solche dastehen würden, die den Schlüssel zum Geheimnis der Völker schon in der Tasche zu haben meinen. Wir müssen bei allem, was wir jetzt wissen und bei aller Bestimmtheit der Überzeugungen, die wir uns selbst in dieser Zeit gebildet haben, bereit sein, die andern Völker neu zu sehen, so wie sie uns dann als das, was in derselben Zeit aus ihnen geworden ist, entgentreten werden. Eben dieser Bereitschaft sollten wir uns auch den Deutschen gegenüber schon jetzt nicht einfach entziehen. Es gibt nicht nur optimistische, es gibt auch pessimistische Illusionen.

II.

Wir betreten einen ganz anderen Boden, auf dem wir uns mit verhältnismäßig größerer Sicherheit bewegen können, wenn wir uns nun weiter fragen, in welchem äußeren Zustand wir die Deutschen, wenn wir sie einmal wieder zu Gesicht bekommen werden, vorfinden werden.

Es ist mehr als eine bloße Vermutung, wenn man sagt, daß dieser Zustand mit dem des alten Karthago oder mit dem des alten Jerusalem nach ihrer Zerstörung die größte Ähnlichkeit haben wird. Es wird diesmal bestimmt nicht

mehr so sein wie nach dem letzten Krieg, wo es trotz der deutschen Niederlage möglich war, daß gerade Deutschland sich nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder einer gewissen Prosperität erfreuen konnte. Wo alt und jung — ich habe das damals von 1921 an aus der Nähe miterlebt — Zeit und Kraft und Muße genug fanden, um sich alsbald mit Leidenschaft der Frage nach einer neuen deutschen Kriegerherrlichkeit zuzuwenden. Wo eine neue und schließlich beispiellose Aufrüstung auch wirtschaftlich und technisch verhältnismäßig recht bald durchführbar wurde.

Die Deutschen haben diesmal nicht nur den Schrecken ohne Ende, sondern auch das Ende mit Schrecken gewählt und auferlegt bekommen. Es ist weithin schon da. Ihre Klage kommt zu spät, daß ihre Gegner sie mit der Übermacht ihres mechanisierten Materials zu überwinden im Begriff stünden; denn sie selber waren es zuerst, die — eine Zeitlang erfolgreich genug — gerade an diese Gewalt appelliert hatten. Sie wollten Alle und Alles bezwingen und sind nun selbst in einer Zwangslage, wie kein anderes Volk seit Menschengedenken es gewesen ist. Sie wollten die Städte der Andern «ausradieren» und haben es getan, solange sie es konnten und heute sind es ihre eigenen Städte, die in noch ganz anderem Umfang, in noch ganz anderer Gründlichkeit in Trümmer gelegt sind. Sie trieben ganze Völker von Haus und Hof und nun wandern Millionen ihrer Eigenen flüchtig von Westen nach Osten, von Osten nach Westen. Sie rannten wie Amokläufer in alle Himmelsrichtungen, um zu töten und immer wieder zu töten, und welche Wogen von nicht wieder gut zu machender Vernichtung sind unterdessen durch die Reihen ihrer eigenen Männer, Jünglinge und Knaben gegangen! Sie haben den Geistern gerufen und sie kamen. Und das Ende des Endes steht erst bevor.

Eins ist sicher, daß es nachher, wenn der Spuk mit dem Hakenkreuz einmal vorbei sein wird, auch mit dem deutschen Adler aus sein wird. Man kann manchmal zweifeln daran, ob sich auch die deutschen Emigranten darüber ganz im klaren sind. Es wird nun nicht mehr um irgendeine deutsche Herrlichkeit, sondern in furchtbarer Eindeutigkeit und Schwierigkeit nur noch um das deutsche Leben gehen. Es braucht nämlich neben allem Anderen auch das Vertrauen der übrigen Völker dazu, wenn sie es zulassen sollen, daß ein Volk Macht habe, Großmacht und gar noch führende Großmacht werde. Dieses Vertrauen hat Deutschland einmal gehabt; es hat es heute nicht mehr. Gerade von seiner Macht hat es, seit es sie gewann, einen mißlichen, endlich und zuletzt aber einen unmöglichen Gebrauch gemacht. Sie muß und wird ihm zweifellos genommen werden: nicht nur um die Anderen vor ihm, sondern auch um es vor sich selbst zu schützen. Konsequenter konnte das Werk Friedrichs des Großen und Bismarcks nicht vollendet, und gründlicher konnte es nicht zerstört werden als es durch Adolf Hitler geschehen ist. Es kann wohl sein daß es auch mit dem deutschen Staat, auch mit der deutschen Einheit für lange Zeit vorbei sein wird. Man denkt fast mit Entsetzen an das deutsche Märchen — hätte man sich doch in Deutschland beizeiten an dieses Märchen erinnert! — von dem Fischer, der sich auf das Geheiß seiner Frau Ilsebill von einem Fisch, der eigentlich ein verzauberter Prinz ist, zuerst eine wohnliche Hütte, dann ein steinernes Haus, dann ein Schloß, dann einen Königsthron, dann den Kaiserthron wünscht, der alles das nacheinander wirklich erhält, um endlich, als er der liebe Gott selbst zu werden begehrt, wieder in den Schweinekofen zurückversetzt zu werden, von dem er ausgegangen war.

Auch die anderen Völker haben es in diesen Jahren schwer gehabt. Auch sie haben geblutet und gelitten; auch wir selbst haben schließlich ein gewisses Ungemach tragen müssen. Es ist aber etwas Anderes, wenn man sich sagen darf, daß man sich nicht umsonst, sondern im Dienst einer guten oder doch notwendigen Sache angestrengt und Opfer gebracht hat, als wenn man vor der Erkenntnis stehen muß, in einem verderblichen und vergeblichen Unternehmen, um reiner Torheit und Bosheit willen und mit einem rein negativen Erfolg so viel geleistet, durchgemacht und geopfert zu haben. Und es ist diese Erkenntnis, die auf das deutsche Volk wartet, sobald es einmal auch nur der geringsten Selbstbesinnung wieder fähig sein wird. Auch die andern Völker, auch wir werden wahrhaftig mit schwersten Sorgen beladen in die Nachkriegszeit hineingehen. Es ist aber etwas Anderes, ob man auf dem Weg in die Zukunft bei allen Sorgen auch gewisse greifbare Hoffnungen und Aussichten haben darf oder ob man sozusagen auf den Nullpunkt zurückgeworfen ist, zunächst gar nichts unter den Händen hat, gar keine Vorstellungen darüber, wie alles weitergehen soll, sich bilden kann. Und das ist es, was auf die Deutschen wartet. Es ist ganz unausdenkbar, wie radikal sie, wenn einmal alles vorüber ist, am Ende sein, auf allen Gebieten mit den allerersten Anfängen neu beginnen werden müssen. Nein, diesmal wird auch die nötigste Erholung lange, sehr lange auf sich warten lassen. Diesmal wird es bestimmt nicht so leicht sein, über das böse Gestern auf ein besseres Vorgestern zurückzugreifen. Diesmal wird auch die Erinnerung an die zweifellos aufs neue bewiesene Tapferkeit der deutschen Armee nicht geeignet sein, diesen Krieg nachträglich in ein verklärendes Licht zu rücken. Diesmal wird auch keine romantisch bewegte Jugend mit Klampfen und Gesang durch die deutschen Gaue ziehen,

als wäre nichts geschehen, um sich dann im Handkehrum doch wieder in eine gemeingefährliche Kriegerhorde zu verwandeln. Diesmal wird sich auch der deutsche Bürger, der deutsche Professor, der deutsche Student nicht mehr so schnell in die alten Pfade zurückfinden. Diesmal wird auch die größte deutsche Tüchtigkeit und Beredtsamkeit die Welt nicht so bald wieder zu verblüffen vermögen. Zu viel ist diesmal durch das, was dazwischen gekommen ist, zerschlagen, überflüssig, problematisch, unmöglich gemacht worden. Der äußere Druck, der auf diesem Volkskörper liegen wird und seine unvermeidlichen innern Konvulsionen werden zu groß sein. Das neue Deutschland wird, wie sich auch die Dinge gestalten mögen, ein Land voller Traurigkeit sein. Es gibt in den Colloquia des Erasmus von Rotterdam ein Wort, das lautet: *Videtis iam inverti mundi scenam. Aut deponenda est persona aut agenda sunt suae cuique partes.* «Die Schaubühne der Welt verändert sich; entweder muß man abtreten oder es muß jeder die ihm zukommende Rolle spielen.» Das deutsche Volk wird nicht von der Schaubühne der Welt abtreten. Aber die Schaubühne hat sich verändert. Es kann nicht anders sein, als daß seine Rolle für lange hinaus eine sehr bescheidene, sehr kümmerliche Rolle sein wird.

Was hat das Alles für uns zu bedeuten? Ich möchte vor allem hervorheben, daß wir uns glücklich preisen sollten, an dem nun über die Deutschen notwendig hereinbrechenden Gericht nicht selber beteiligt sein zu müssen. Es gehört sicher zum besten, was wir unserer Neutralität zu verdanken haben, daß wir an der schweren Verantwortlichkeit der Sieger nicht beteiligt sind, daß wir über das, was nun aus Deutschland werden soll, wie seine innern und äußern Verhältnisse, wenn einmal Alles vorüber ist, zu ordnen sind, nicht zu entscheiden haben. Das muß nun aber bestimmt

auch das in sich schließen, daß wir uns auch des Triumphs, der Genugtuung und der Schadenfreude derer, die es immer besser gewußt, die immer recht gehabt haben, gänzlich enthalten dürfen. Nach dem sterbenden und toten Löwen werden auch ohne uns noch gerade genug Steine geworfen werden. Selbstverständlich atmen wir auf, je mehr seine Erledigung näher rückt. Und was ich als unsere Haltung diesem Vorgang gegenüber empfehlen möchte, ist nun gerade nicht etwa der Übergang von der Furcht zum Mitleid. Man hat es sich nach der deutschen Niederlage im letzten Krieg in der ganzen Welt und so auch bei uns zu leicht gemacht, indem man auf einmal mitleidig wurde und der Gebrauch, den die Deutschen davon gemacht haben, ist weithin kein guter gewesen. Was der Lage entspricht und was uns geziemt, ist dies, daß wir, da wir einmal Zuschauer sind, wenigstens echte Zuschauer dieser echten Tragödie seien.

Es gibt im Alten Testament einen Text, den man in dem, was jetzt über Deutschland geht und gehen wird, fast wortwörtlich wieder zu erkennen meint: das 14. Kapitel im Propheten Jesaja, wo über den Sturz des Königs von Babel ein Lied angestimmt wird, in dessen stärkster Stelle die berühmten Worte ertönen: «Wie bist du vom Himmel gefallen, du strahlender Morgenstern! Wie bist du zu Boden geschmettert, du Besieger der Völker! Du hattest bei dir gesprochen: Zum Himmel empor will ich steigen, hoch über den Sternen Gottes aufrichten meinen Sitz, will thronen auf dem Götterberg im äußersten Norden! Ich will über Wolkenhöhen emporsteigen, dem Höchsten mich gleichstellen! Doch ins Totenreich bist du hinabgestürzt, in der Grube tiefsten Grund.» Ein Triumphlied? So heißt es leider in unseren deutschen Bibelausgaben. Ja, da ist freilich kein Mitleid, da ist freilich Triumph, da ist aber der Triumph nun eigentlich doch schon zugedeckt durch etwas ganz

Anderes, nämlich durch eine erschütterte Teilnahme an dem beschriebenen Geschehen, durch eine erschütterte Ehrfurcht, die nun doch auch dem durch dieses Geschehen Betroffenen, dem aus so großer Höhe so tief Gestürzten zugute kommt.

Und das eben ist die Verfassung, in der wir dem Zustand, in dem wir die Deutschen wiederfinden werden, entgegensehen sollten: in Erschütterung, in Teilnahme, in Ehrfurcht. Und das gerade dann, wenn wir der Erkenntnis nicht ausweichen können, daß alles notwendig und mit Recht so kommen mußte! Gerade dann, wenn wir unmöglich wünschen könnten, daß dieser Krieg ein anderes Ende als dieses haben möchte! Wir würden uns selber verurteilen, wenn wir uns, da nun wirklich vor unseren eigenen Augen Alles so kommt, wie es kommen mußte, der Erschütterung, der Teilnahme, der Ehrfurcht entziehen könnten. In Erschütterung werden wir dem Ende des bisherigen Deutschland dann beiwohnen, wenn uns das Wissen darum einleuchten wird, daß dieses Ende auch uns angeht, weil es ein Zeichen der Grenze ist, die nicht nur der deutschen, die aller menschlichen, die auch unserer eigenen Art und Unart unbeweglich gesetzt ist, ein Zeichen des ewigen Gesetzes, an dem der Mensch zerbrechen muß, wenn er sich ihm nicht beugen will. Auch in Teilnahme? Ja, auch in Teilnahme: so gewiß hier der Blitz in unserer unmittelbaren Nähe in die Erde geschlagen hat und ohne weiteres auch uns selbst hätte treffen können. Sehen wir den Anderen an jenem ewigen Gesetz zerbrechen, dann kann es nicht anders sein, als daß auch in uns etwas zerbrochen wird. Wer könnte sich freuen über der Nibelungen Not, ohne zugleich und noch viel mehr darunter leiden zu müssen? Wie wäre es denn, wenn wir in dem sichtbaren und greifbaren Friedensstörer und in dem Gericht, das nun über ihn geht, ganz einfach uns selbst, die etwas weniger sichtbaren und greifbaren

Friedensstörer und das, was im Grunde auch wir verdient hätten, wieder erkennen müßten? Auch in Ehrfurcht? Ja, wirklich auch in Ehrfurcht. Oder wie sollte man die Situation nicht respektieren, in der einem Anderen — und wenn das mit dem höchsten Recht geschähe — alle Stützen weggeschlagen sind, in der ihm nichts, gar nichts Anderes übrig zu bleiben scheint, als unter den schwierigsten Umständen und Bedingungen ganz von vorn anzufangen, ein völlig Neues zu pflügen? Möchte man nicht einen Augenblick fast mit Neid an diese heillose aber auch unerhört fürchtbare Situation denken? Es scheint ja nicht sehr oft vorzukommen, daß einem ganzen Volk jedenfalls die Gelegenheit geboten wird, noch einmal von vorn anzufangen. Anfangen zu dürfen! Was für eine Aufgabe und Möglichkeit, wenn es davon Gebrauch machte! Was für eine seltsame Auszeichnung vor den 99 Gerechten, daß es dazu nun jedenfalls die Gelegenheit bekommt! Wir haben uns nicht so hoch verstiegen wie die Deutschen, offenbar darum sind wir nun auch nicht so tief gestürzt. Wohl uns! Aber eben darum ist uns nun auch keine solche Gelegenheit geboten. Wir wissen nicht, was die Deutschen daraus machen werden. Wir können aber wirklich nicht ohne Respekt und Erwartung daran denken, daß ihnen die Existenzfrage nun so radikal gestellt worden ist. Wir können nicht umhin, uns zu fragen, ob sie gerade darum, weil sie heute die Letzten sind, nicht noch einmal in einem ganz andern Sinn die Ersten werden könnten.

Das also wäre das Zweite, was von unserer Seite her — speziell im Blick auf Deutschlands Schicksal nun — geschehen müßte: auf alle Fälle in dieser Erschütterung, in dieser Teilnahme, in dieser Ehrfurcht müßten wir, wenn es nun zu Ende geht, dort hinüber denken. Wohlverstanden: ohne auch nur einen Augenblick zu vergessen und zu ver-

leugnen, welches unsere Stellung zu der deutschen Frage sein mußte und bis zu diesem Ende hin bleiben muß. War und bleibt sie echt und recht bis ans Ende, dann kann und muß sie, wenn das Ende da ist — und es ist heute weithin schon da — diesen neuen Charakter bekommen.

III.

Wir treten nun heran an die Frage: was wir heute den Deutschen schuldig sind? Man verkehre diese Frage nicht in die ganz andere: was sie verdient haben? Über das, was sie verdient haben, haben nicht einmal ihre Kriegsgegner, geschweige denn wir zu befinden. Was wir ihnen schuldig sind; ist von dem, was sie verdient haben, ganz unabhängig. Was wir ihnen schuldig sind, ergibt sich vielmehr schlicht aus dem, was sie nötig haben und was wir ihnen geben und sein können. Und nun ist das, was die Deutschen heute, an dem so dunklen Wendepunkt ihres Weges nötig haben, ganz einfach dies: Freunde. Feinde haben sie sich genug gemacht und müssen sie nun haben, müssen furchtbar allein sein inmitten von Feinden ringsum: genau so wie sie es sich selbst und Anderen in besseren Tagen — in einer Dramatisierung ihrer Existenz und Lage, die damals ohne allen Sinn und Grund war — oft genug ausgemalt haben. Nun ist es wirklich so weit, daß sie nur Feinde und keine Freunde haben. Was sie nötig haben, sind also sicher Freunde und was wir ihnen schuldig sind, ist sicher dies: ihnen Freunde zu sein. Ein Freund ist Einer dem Anderen dann, wenn er nicht gegen sondern für ihn ist. Alles Andere, was zur Freundschaft gehört, folgt mittelbar aus diesem Unmittelbaren. Versuchen wir zu verstehen, was das in dieser Sache bedeutet.

Ein Freund ist vor allem etwas Anderes als ein Lehrer. Ich sage nichts gegen die Lehrer; ich bin ja selber ein

Lehrer. Aber ein Lehrer sitzt auf dem Katheder, trägt vor, was er weiß und was die Schüler nicht wissen, gibt Aufgaben und hört ab, erteilt Noten und schreibt Zeugnisse. Es ist einfach nicht zu verhindern, daß der Lehrer tatsächlich ein gutes, starkes Stück weit gegen den Schüler und also gerade nicht sein Freund ist. Vom Schüler her jedenfalls — und darauf kommt es an — sieht es bestimmt so aus. Wollte der Lehrer des Schülers Freund sein, dann müßte er schon etwas sehr Unpädagogisches tun: er müßte dann nämlich vom Katheder heruntersteigen, des Schülers Geselle werden und also aufhören, sein Lehrer zu sein.

Nun sind wir Schweizer aber von Natur eine pädagogische Nation und die Gefahr ist groß, daß wir den Deutschen gegenüber, wenn es einmal so weit sein wird, vor allem aufs Katheder steigen wollen könnten. Das wäre aber ein großes Unglück. In den Vereinigten Staaten soll man auf dem Sprunge sein, nach dem Krieg eine ganze Schiffsladung von Lehrkräften nach Deutschland zu schicken, um den Verwilderten nach so viel Wotansdienst, Nihilismus und Schießübungen menschheitliche Bruderschaft, Demokratie, Respekt vor den Gesetzen, Friedensliebe und statt des wüsten Horst Wessel-Liedes das *Forward christian soldiers!* beizubringen. Die Absicht ist vortrefflich, aber das kann nimmermehr gut herauskommen. Die Deutschen werden sich, wie schlimm sie auch dran sein mögen, vor jedem, der ihnen als Lehrer kommen wird, in sich selbst zurückziehen wie eine Auster in ihre Schale und die deutsche Jugend wird sich mit Beißen und Kratzen gegen ihn zur Wehr setzen. Sie werden Alle, die als Lehrer zu ihnen kommen wollen, als solche behandeln, die gegen sie sind: noch schlimmer gegen sie als die, die vorher in Flugzeugen und Panzerwagen zu ihnen kamen. Was die Deutschen nötig haben, sind Freunde. Aber richtige Freunde und nicht etwa

solche wie die Freunde Hiobs. Auch die Freunde Hiobs waren in ihrer Weise vortreffliche Männer. Sie hatten nur den einen Fehler, daß sie seine Lehrer statt seine Freunde sein wollten und, einmal auf dem Katheder, nicht mehr herunterkamen. Was wir den Deutschen schuldig sind, ist dies, ihre richtigen, aufrichtigen Freunde zu sein.

Das würde aber eben bedeuten: unbedingt für und nicht gegen sie zu sein. Unbedingt heißt: ohne auf ihre Bekehrung zu warten, ohne den Vorbehalt, daß sie uns zuerst sympathisch werden, daß sie sich erst bessern und anders werden müßten, daß man ihnen also zuerst Moral beibringen müsse, um dann eventuell, bei gutem Erfolg solcher Bemühung, für sie zu sein. Unbedingt heißt: ohne die Bedingung künftigen Wohlverhaltens zu stellen und ohne die Sorge, daß wir dabei vielleicht aufs neue die Betrogenen sein könnten. Unbedingt heißt: in der schlichten Bereitschaft, ihre Sache zu unserer eigenen zu machen.

Was den Deutschen wohl heimlich immer gefehlt hat und heute erst recht, heute in fürchterlichem Ausmaß fehlen wird, das ist der Glaube daran, daß es so etwas gibt in der Welt: daß der Mensch des Menschen Freund, daß er unbedingt für ihn statt gegen ihn sein kann. Die anderen Völker und auch wir glauben daran — wir meinen und sagen jedenfalls, daß wir daran glauben — daß es das gibt. Keine Worte sind in der angelsächsischen Erbauungssprache beliebter als die Worte «Bruderschaft» und «Kameradschaft» und wir Schweizer haben für dieselbe Sache das ebenfalls schöne Wort «Genossenschaft». Den Deutschen fehlt das Ohr für diese Worte. Man kann es auch anders ausdrücken: was den Deutschen immer gefehlt hat und was sie heute erst recht werden entbehren müssen, das ist eine handfeste Anschauung von dem, was Vergebung ist: daß Menschen trotzdem füreinander sein können — trotz-

dem sie doch viel gegeneinander haben, trotzdem sie das auch nicht übersehen und vergessen können. Daß diese scheinbar intim christliche Möglichkeit: daß man einander vergeben kann, eine starke Sache, daß sie auch die tiefste Weisheit einer starken Politik ist, das schien den Deutschen bis auf diesen Tag ein utopischer Gedanke zu sein, obwohl es ihnen doch vor Augen stehen mußte, mit welcher Nüchternheit und dann auch mit welchem praktischem Erfolg etwa die Engländer in Südafrika und anderswo gerade davon Gebrauch gemacht haben. Sie kennen keine andere Politik als eben Machtpolitik.

Aber was die Deutschen nun brauchen, das ist nicht, daß man ihnen jene schönen Worte predigt. Sie haben ein tiefes, uraltes Mißtrauen, man kann wohl sagen: sie leben in einem radikalen Unglauben allen jenen Worten gegenüber. Sie vermuten dahinter lauter heuchlerische Selbstsucht. Und nun ist es den andern Völkern und auch uns Schweizern tatsächlich bis jetzt nicht gelungen, ihnen diese Worte anschaulich, eindrucklich, glaubwürdig zu machen. Sie hielten ein solides, drohendes Gegeneinander von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk immer wieder für die ehrlichere und sicherere Lebensbasis. Sie konnten im Grunde nur an die Feindschaft glauben. Wenn die deutschen Theologen von Gott als dem «Herrn der Geschichte» reden, wenn Hitler den «Allmächtigen» oder die «Vorsehung» anruft, dann meinen sie damit den Krieg als die letzte Weisheit und als den Vater aller Dinge. Es hat keinen Sinn, sich darüber aufzuregen und zu entrüsten. Sie behaupten, in der Welt nur das angetroffen zu haben. «Die Solidarität der Völker ist für sie niemals eine politische Realität gewesen» (W. Schubart). In diesem Unglauben haben sie einst unter den Klängen des Hohenzollernmarsches den Weg angetreten, auf dem zuletzt das Horst Wessel-Lied ertönen mußte und der sie nun in

diese furchtbare Wende von ihrer Schuld zu dem durch ihre Schuld herbeigerufenen Schicksal geführt hat. Es würde ihnen nichts, gar nichts helfen, wenn wir ihnen in dieser Situation jene schönen Worte predigten. Sie müßten es merken, daß sie wahr sind, und sie können es nur merken, wenn wir ihnen so entgentreten, daß sie ihre Wahrheit zu sehen und zu hören, am eigenen Leib zu schmecken und zu fühlen bekommen. Sie müßten Freundschaft, aber eben keine Hiobsfreundschaft, sondern richtige, aufrichtige Freundschaft erfahren.

Den Russen, Engländern und Amerikanern, aber auch den Franzosen und den von den Deutschen so übel mißhandelten kleineren Völkern, den Juden gar wird es jetzt nicht zuzumuten sein, ihnen solche Freundschaft entgegenzubringen, obwohl auch sie es einmal werden einsehen müssen, daß die deutsche Gefahr nicht anders als auf diesem Weg endgültig und gründlich zu bannen ist. Uns Schweizern aber ist das zuzumuten: weil wir Schweizer und weil wir — ich muß jetzt ausdrücklich Gebrauch machen von dieser Voraussetzung — christliche Schweizer sind.

Was die Deutschen bei uns wahrnehmen müßten, ist dies, daß wir die Frage: wer ist mein Nächster? sauber und also nicht etwa einfach nach Maßgabe unseres eigenen Interesses zu stellen und zu beantworten wissen. Es könnte ja sein, daß uns die Freundschaft zum Beispiel mit den Engländern oder mit den Russen, die wir in dieser Zeit von ihren besten Seiten kennen gelernt haben, an sich viel mehr interessieren würde. Es käme nun aber darauf an, ob wir bereit sind, denen Freunde zu sein, die uns nötig haben. Was die Deutschen bei uns wahrnehmen müßten, ist dies, daß man in der Schweiz unter dem Christentum zuerst das Evangelium und dann erst das Gesetz versteht. Mit dem Gesetz — auch mit dem moralischen und sozialen Gesetz —

im Vordergrund unseres Kopfes können wir nur ihre Lehrer und also gegen sie sein. Mit dem Evangelium im Vordergrund, mit dem Evangelium im Herzen könnten und müßten wir ihre Freunde, unbedingt für sie sein. Nicht für irgendwelche ideale, nicht für irgendwelche inskünftig verbesserte, sondern für die wirklichen Deutschen von heute in der ganzen Schande des nationalsozialistischen Unrats, mit dem wir sie jetzt bedeckt sehen.

Jesus Christus ist nämlich auch für sie, und zwar unbedingt für sie. Und wohlverstanden: anders als so ist er auch nicht für uns; die besondere Schande, mit der wir bedeckt sind, nimmt er wahrhaftig auch in Kauf, indem er uns seine Freunde nennt. Wollten wir uns mit noch so guten Gründen verwahren und sagen, daß solche unbedingte Freundschaft gerade den Deutschen gegenüber nun doch auch von uns zu viel verlangt sei, dann sollten wir wohl zusehen, ob der Ruf Jesu Christi: «Her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid!» nicht statt durch uns hindurch an uns vorbei und ohne Gültigkeit für uns an die Deutschen ergehen möchte. Ich erinnere nochmals an die einzigartige Gelegenheit, die ihnen jetzt geboten ist. Wie, wenn es plötzlich heißen würde: «Her zu mir, ihr Unsympathischen, ihr bösen Hitlerbuben und -mädchen, ihr brutalen SS.-Soldaten, ihr üblen Gestaposchurken, ihr traurigen Kompromißler und Kollaborationisten, ihr Herdenmenschen alle, die ihr nun so lange geduldig und dumm hinter eurem sogenannten Führer hergelaufen seid! Her zu mir, ihr Schuldigen und Mitschuldigen, denen nun widerfährt und widerfahren muß, was eure Taten wert sind! Her zu mir, ich kenne euch wohl, ich frage aber nicht wer ihr seid und was ihr getan habt, ich sehe nur, daß ihr am Ende seid und wohl oder übel von vorne anfangen müßt, ich will euch erquicken, gerade mit euch will ich jetzt vom Nullpunkt her neu anfangen!

Wenn diese, die Schweizer, geschwollen von ihren demokratischen, sozialen und christlichen Ideen, die sie immer hochgehalten haben, an euch nicht interessiert sind, ich bin es; wenn sie es euch nicht sagen wollen, ich sage es euch: Ich bin für euch! Ich bin euer Freund!» Wie, wenn sie das ohne uns und an uns vorbei zu hören bekommen sollten? Wenn die deutsche Gelegenheit zur höchsten schweizerischen Ungelegenheit, wenn an uns sich nun eben nur das Schicksal des Pharisäers erfüllen würde, der alle möglichen Vorzüge hatte, der auch sicher ein guter Lehrer war, dem nur dies Eine nicht nachzurühmen war: dieser ging hinab in sein Haus gerechtfertigt!? Ich habe an diesem Punkt die größere Sorge um unseren eigenen Weg als um den der Deutschen. Werden wir den Rank finden, der hier zu finden ist? Wir sollten uns wirklich gerade um unserer selbst willen nicht weigern, den Deutschen jetzt richtige, aufrichtige Freunde sein zu wollen.

Ein Wort über die «Schweizerspende» und über die besondere Hilfsaktion für die notleidenden Kirchen des Auslands mag hier dazwischengeschoben sein: Man konnte dem Augenblick schon lange in einer gewissen Sorge entgegensehen, da wir in die Lage kommen würden, für unsere glückliche Bewahrung auch in diesem Krieg nun gewissermaßen die schuldigen Steuern zu bezahlen und gleichzeitig dann doch auch unserer aufs neue bewiesenen Tugend damit die Krone aufzusetzen, daß wir wieder einmal als die charitativen, die wohltätigen Schweizer inmitten der andern Völker sichtbar werden. Ich weiß nicht, ob uns diese Rolle — die «Hauptstadt aller menschenfreundlichen Werke der Welt» zu sein — so schön sie ist, auf die Länge gut tun wird. Eigentliche Opfer im Verhältnis zu den Summen der uns immer noch möglichen Luxusausgaben werden wir ja doch nicht bringen, mehr als einen Tropfen auf einen

heißen Stein wird das, was wir geben können, im Angesicht der Fülle der heutigen Not ja doch nicht bedeuten können, und daß wir in dieser Sache jedenfalls auch in unserem eigenen Interesse handeln, das wollen wir uns jedenfalls nicht verhehlen. Aber darüber kann man hinwegsehen; daß, was immer wir tun können und werden, denen, die es erreicht, gut tun wird, kann ja keine Frage sein. Das aber ist sicher: daß diese Sache mit einer Zeugnis- und Preisverteilung entsprechend unseren noch so berechtigten Beurteilungen nichts zu tun haben dürfte. Wer hier wirklich differenziert, wer hier zwar geben, aber für die Deutschen nichts geben will, der soll lieber gleich gar nichts geben und sich klar machen, daß er überhaupt nicht weiß, was in der heutigen Lage Geben heißt. Es geht hier um die Probe aufs Exempel, ob unsere schweizerische Hilfsbereitschaft letztlich und im Grunde eine ehrliche Sache ist oder nicht. Und hier entscheidet es sich heute, sofort, ob wir der vorhin beschriebenen freien, vorbehaltlosen Gesinnung den Deutschen gegenüber fähig oder nicht fähig sein werden. Nein, es kann ja gar nicht sein, daß wir hart bleiben werden, wenn uns der deutsche Mensch und die deutsche Not von heute einmal deutlich vor Augen stehen werden!

In einer unserer illustrierten Zeitungen war im vergangenen Herbst eine Aufnahme zu sehen: deutsche Frauen, Kinder und alte Männer verlassen die zerschossene Stadt Aachen mit den wenigen Habseligkeiten, die sie gerettet haben, im Vordergrund an der Hand seiner schwer beladenen Mutter ein vierjähriges Büblein mit einer großen weißen Fahne auf der Schulter: die deutsche Frage und Not von heute leibhaftig! Ja, sagen wir, wir sehen das wohl, aber wir haben auch die von den Deutschen zerschossenen, verwüsteten und geplünderten Städte und Dörfer der Anderen vor Augen. Wer hat angefangen? Wer bekommt jetzt nur

wieder bezahlt, was er Anderen hundertfältig angetan hat? Wäre dies ein französisches oder italienisches Büblein, so wollten wir die weiße Fahne des Waffenstillstandes wohl beachten, so wollten wir uns wohl sagen, daß nun geholfen werden muß, wo man helfen kann. Es ist aber ein deutsches Büblein! Wer weiß, was für ein Nazi sein Vater gewesen sein mag? Und hat man nicht gehört, in was für Teufeleien (mit was für Abendgebeten z. B.) dort schon die Kleinen und Kleinsten auferzogen wurden, und wie dieselben armen deutschen Büblein, die man 1920 in Norwegen aufgenommen und gepflegt hatte, 1940 als ortskundige feindliche Soldaten in dieses Land zurückgekehrt sind? Ganz richtig und ganz unrichtig! Eben dies und alles Derartige sind die Gedanken, die wir jetzt nicht denken sollten: im Zusammenhang mit der Schweizerspende nicht und auch sonst nicht. Sie sind ganz richtig, sie sind aber nicht freundlich und nicht freundschaftlich, und weil die Deutschen in ihrer Art und Unart jetzt Freunde nötig haben, weil wir es ihnen schuldig sind, ihnen das zu sein, darum müssen uns solche Gedanken jetzt unmöglich sein. Gerade wenn wir etwas dafür tun möchten, daß die Deutschen sich selbst und uns mit der Veranstaltung eines künftigen dritten Weltkrieges verschonen, müssen wir ihnen mit einem reinen Herzen begegnen und darum schon jetzt mit einem reinen Herzen an sie denken.

Aber wir sind noch nicht ganz fertig mit dem, was zu diesem Punkt zu sagen ist. Zu aufrichtiger Freundschaft gehört bekanntlich auch das, daß man dem Anderen auch widersprechen kann und daß man ihm dann aufs Bestimmteste widerspricht, wenn man sieht, daß er es um seiner selbst willen nötig hat.

Wir dürfen, sollen und wollen den Deutschen begegnen nach dem Wort: «Stärke das andre, das sterben will!» Wir können und müssen ihnen, so weit es an uns liegt,

helfen, in einem neuen Deutschland von vorne anzufangen: nicht mehr als das Herrenvolk, das sie alsbald nach dem letzten Krieg und schließlich wilder als je zu werden begehrten und eben darum auch nicht als das Volk von Gladiatoren und Sklaven, das sie merkwürdigerweise gerade in Ausführung dieser Absicht werden mußten, sondern unter restloser Absage an jene unheilvolle Vorstellung endlich als ein freies Volk. Wir können ihnen vielleicht Mut und Lust dazu machen, nunmehr auch ohne und gerade ohne Hakenkreuz und Adler ein wirklich mündiges Volk werden zu wollen. Wir können ihnen vielleicht dazu raten und helfen, von neuen bescheidensten Anfängen her politisch vernünftig, gesund und lebensüchtig zu werden. Wir können sie darauf aufmerksam machen, daß es in ihrer eigenen Geschichte verkümmerte und unterdrückte Ansätze zu einem Aufbau ganz anderer Art gegeben hat, auf die sie jetzt zurückkommen, die sie jetzt zu Ehren bringen dürften. Wir können denen unter den heutigen Deutschen, die zu solchem neuen Aufbau willig sind, unsere Teilnahme zu erkennen geben und ihnen die Hand reichen. Und wir können auch der Weltöffentlichkeit gegenüber unsere Stimme dafür erheben, daß man ihnen bei aller Umsicht und Vorsicht, die nun nötig sind, dazu die nötige Chance gibt.

Wir könnten ihnen aber selbstverständlich nicht etwa helfen, das alte, das bisherige Deutschland zu rechtfertigen und zu entschuldigen und unter irgendeinem Titel neu aufzubauen. Je gründlicher es abgebaut werden wird, um so besser vor allem für sie selber. Wir könnten ihnen nicht helfen, sich der nun notwendigen Sühne und Wiedergutmachung und gänzlichen Neuorientierung zu entziehen. Wir könnten ihnen nicht helfen bei dem Versuch, auf die Wege zurückzukommen, die sie an den heute erreichten Punkt geführt haben. Man hört jetzt bei uns im Zusammenhang mit der Samm-

lung für die notleidenden Kirchen des Auslandes öfters das Stichwort, daß man ihnen ihren eigenen Wünschen entsprechend zu helfen haben werde. Schon recht! Man sollte aber gerade den deutschen Kirchen ums Himmelswillen nicht etwa helfen, sich in ihrem bisherigen Stil und Geist neu aufzubauen. Gerade in aller aufrichtigen Freundschaft nicht, und zwar darum nicht, weil wir wissen, daß die Sache des alten Deutschland — und gerade die bisherigen deutschen Kirchenleitungen und auch die bisherigen deutschen theologischen Fakultäten haben in diesem alten Deutschland eine verhängnisvolle Rolle gespielt — darum verloren ist, weil sie eine durch und durch ungute Sache gewesen ist, so daß die Deutschen sich selber nur immer noch mehr weh tun könnten, wenn sie diese Sache neu aufnehmen wollten. Es lebe der deutsche Mensch! Aber an die Stelle der deutschen Taten müssen nun andere, ganz andere Taten treten. Wer ehrlich für die Deutschen ist, der wird ihnen bei allem geschichtlichem Verständnis bei jeder allfälligen Rückwärtsbewegung geradezu eisenhart begegnen müssen.

Es wird wahrhaftig nicht leicht sein, ihnen auch in dieser Hinsicht ein aufrichtiger Freund zu sein. Es wird ja nicht leicht sein, ihnen deutlich zu machen, daß man es gut mit ihnen meint, daß man sich ihnen bedingungslos zuwendet, daß man ihnen gerade nicht wie der Pharisäer dem Zöllner begegnen will und daß man ihnen nun doch gerade in dieser Hinsicht keinen Zentimeter nachgeben kann. Man muß sie wohl sehr lieb haben, um sich nun auch dieser Aufgabe nicht zu entziehen und um sie dann auch recht an die Hand zu nehmen. Ihre Schwierigkeit ist gewaltig. Es versteht sich nämlich auch heute durchaus nicht von selbst, daß die Deutschen selbst so leicht einsehen werden, daß

das Alte vergangen ist, daß sie ein Neues pflügen müssen und also nicht unter die Hecken säen dürfen.

Man muß einmal damit rechnen, daß wahrscheinlich die übergroße Mehrzahl der deutschen Menschen noch heute faktisch kaum eine Ahnung davon hat, in welchem kollektiven Wahnsinn sie nun solange gelebt haben, wie groß, wie grundsätzlich und wie berechtigt das Befremden ist, von dem Deutschland umgeben ist, welche Verantwortlichkeit sie auf sich genommen haben, indem sie einst Bismarck, dann Wilhelm II. und nun endlich und zuletzt Adolf Hitler Nachfolge geleistet und Alles, was ihnen befohlen wurde, willig und geduldig getan haben — keine Ahnung besonders auch von dem Ausmaß des Schreckens und Abscheus, mit dem der deutsche Name in diesen letzten zwölf Jahren umgeben worden ist. Es wird schwer halten, mit ihnen auch nur dahin zu kommen, daß sie wenigstens die Tatsachen sehen und als solche gelten lassen.

Man muß aber auch mit etwas Anderem rechnen, nämlich mit der merkwürdigen deutschen Eigenschaft, gerade über unangenehme politische Erinnerungen nachher großzügig hinwegzuleben und sie in ihr Gegenteil umzudeuten. Daß die Geschichte der Neubegründung des Deutschen Reiches durch Bismarck eine Geschichte von Lügen und Gewalttätigkeiten jeder Art gewesen ist, das haben, als sie geschah, nämlich in den Jahren zwischen 1860 und 1870 viele Millionen von Deutschen sehr genau gewußt und auch ihren Zorn darüber deutlich genug kundgegeben. Zwanzig Jahre später war alles vergessen, war eine einzige Helden-geschichte daraus geworden. Diese Eigenschaft könnte auch heute wieder wirksam werden.

Man muß ferner damit rechnen, daß die Deutschen es lieben, auf jede politische Anklage alsbald mit einer Gegenanklage und mit den entsprechenden entrüsteten Ansprüchen

zu antworten. So ist draußen die Besinnung über den letzten Krieg, der Versuch, es mit der Demokratie wenigstens einmal ehrlich zu wagen, alsbald durch eine Flut von Scheltworten über den Versailler Vertrag erlöscht und unmöglich gemacht worden. So könnte es auch diesmal geschehen, daß draußen irgendeine neue Sage in die Welt gesetzt wird, laut derer die Engländer, die Russen, alle Welt, nur nicht die Deutschen selber für das gegenwärtige Unheil verantwortlich wären, laut derer auch jetzt vor Allem sie es wären, die von den Andern alles Mögliche zu fordern und zu verlangen hätten.

Man muß weiter mit dem geschichtsphilosophischen Tiefsinn der Deutschen rechnen: sie lieben es überaus, sich bald als die Vollstrecker, bald auch als die Opfer großer, schicksalsmäßiger geschichtlicher Notwendigkeiten zu verstehen, und es ist klar, daß es ihnen auch von da aus schwer fallen wird, endlich einmal recht nüchtern zu werden, sich zu einem verantwortlichen Denken, zu gesunden Einsichten und zu wirklich freien Entscheidungen aufzuraffen.

Und man muß endlich mit dem religiösen Tiefsinn der Deutschen rechnen, der der Anerkennung eigener konkreter Schuld allzu gerne damit ausweicht, daß er auf die große Wahrheit hinweist, vor Gott seien schließlich alle Menschen und Völker gleich schuldig und gleich sehr der Vergebung ihrer Sünden bedürftig, aus der dann kühn der Schluß gezogen wird, daß eine besondere deutsche Buße offenbar nicht nötig und durchaus nicht angebracht sei.

Von allen diesen Punkten aus führen Wege nach rückwärts, die die Deutschen jetzt auf keinen Fall begehen wollen sollten. In allen diesen Punkten wird man ihnen also in aller Freundschaft, ohne ungeduldig zu werden — die Deutschen können Einen nämlich ungeduldig machen! — aber ohne mit der Wimper zu zucken, widersprechen

müssen: nicht um ihnen ein Sündenbekenntnis abzupressen, das sie uns wahrhaftig nicht schuldig sind, wohl aber um sie zu veranlassen, tatsächlich vorwärts und nicht rückwärts zu blicken und zu gehen, um also auf einem guten und klaren Boden mit ihnen leben und zusammen arbeiten zu können. Es wird Alles darauf ankommen, daß sie bei uns in dieser Hinsicht auf keine Sentimentalität stoßen, daß wir uns, indem wir nicht gegen sondern für sie sind, auf alle noch so eindrucksvollen Gedankengänge, die den verlorenen Prozeß noch einmal aufnehmen wollten, nicht einlassen. Wir dürfen uns von der großen deutschen Kunst des intellektuellen Ausweichens in Zukunft nicht mehr imponieren lassen: nicht nur um unsrer selbst willen, sondern gerade um der Deutschen willen, gerade dann nicht, wenn wir es gut mit ihnen meinen. Es würde also Alles darauf ankommen, daß es ihnen unzweideutig klar wird, daß wir anderswo stehen als dort, wo sie nun so lange gestanden haben, und daß unsere Freundschaft die Einladung in sich schließt, sie möchten sich nun auch ihrerseits ganz anderswohin begeben. Aber eben einladend wird diese Einladung nur dann sein können, wenn wir ihnen zuvor das klar gemacht haben, daß wir nicht ihre Feinde sondern ihre Freunde sind, die es gut mit ihnen meinen. Wenn wir ihnen als die «gerechten Kammacher» begegnen, ist alles verloren. Unser eigener Weg ihnen gegenüber würde also zwischen dem Pharisäismus und der Sentimentalität mitten hindurch führen müssen. Das ist es, was die Aufgabe in dieser Hinsicht so schwierig machen wird. Pharisäisch sein ist leicht; sentimental sein ist auch leicht. Es ist aber schwer, zugleich ganz und zu Allem bereit und ganz fest, ganz weich und ganz hart zu sein. Ich brauche nicht zu beschreiben, wie nahe es jeden Augenblick liegen wird, entweder nach der einen oder nach der andern Seite abzu-

gleiten. Ich könnte nicht widersprechen, wenn jemand einwenden wollte, daß es sich bei dem, was ich jetzt als die von uns verlangte Freundschaft den Deutschen gegenüber beschrieben habe, fast um so etwas wie die Quadratur des Zirkels handle. Ich weiß aber nicht, wie man das, was von uns verlangt ist — alles wohl überlegt — anders als so beschreiben könnte. Was die Deutschen heute nötig haben, ist aufrichtige Freundschaft in diesem doppelten Sinn. Und das ist es, was wir ihnen schuldig sind.

IV.

Wir haben nun von den Deutschen sehr viel, von uns selbst aber sehr wenig geredet. Eine Ergänzung nach dieser Seite ist dringend notwendig. Sie mag zugleich eine Antwort sein auf die jetzt sehr naheliegende Frage, ob wir denn das, was wir den Deutschen schuldig sind, leisten oder nicht leisten können.

Ich stelle mir vor, ein Deutscher habe diesen Vortrag bis hieher mit angehört. Ich nehme an, es handle sich diesmal nicht um einen hochmütigen, nicht um einen bornierten Deutschen. Ich stelle mir also nicht vor, er würde uns damit erledigen wollen, daß er uns sagte: er höre aus Allem doch nur das Nein, nämlich unseren Gegensatz zu Allem, was ihm als Deutschem groß und wichtig sei; wir seien eben unverbesserliche Reichsfeinde von altersher, heute überdies offenkundig der angelsächsischen Propaganda verfallen und dergl. mehr. Ich stelle mir vor, er würde uns auch damit nicht niederschmettern wollen, daß er uns eröffnete, die Deutschen würden auch im Fall ihrer schlimmsten Niederlage immer noch ein großes, wir aber ein bescheidenes Viermillionenvolk sein, und es bedeute eine maßlose Überschätzung unserer eigenen Wichtigkeit, wenn wir meinten, daß

die Deutschen im Guten und im Bösen viel Gewicht darauf legen würden, ob wir ihnen in dieser oder in jener Einstellung gegenüberstünden. Ich will mir jetzt also nicht einen solchen, sondern einen nach allen Seiten klug denkenden Deutschen vorstellen und will einmal annehmen, dieser Mann würde sich jetzt zu folgender Gegenrede erheben:

«Liebe Schweizer! Ich habe gehört, daß ihr euch gar sehr darüber den Kopf zerbrecht, was ihr von uns denken und wie ihr euch zu uns verhalten sollt. Ich nehme zur Kenntnis, daß ihr viel gegen uns auf dem Herzen habt und daß wir euch darum große Mühe machen: Ich teile euch hiedurch mit, daß ich verstehe, daß wir schwer zu verstehen sind. Ich mache daraus keinen Ruhmestitel, wie wir es so oft getan haben. Ich bekenne vielmehr, daß ich in all dem, was da so beiläufig gegen uns gesagt wurde, vollkommen eurer Meinung bin. Ich weiß: wir haben uns geirrt und verfehlt, wir müssen jetzt die Folgen auf uns nehmen und, wie es hier gesagt wurde, wirklich neu, vom Nullpunkt an neu anfangen. Den in jedem denkbaren Sinn arroganten und unsinnigen Spruch, daß am deutschen Wesen die Welt genesen werde, wird, so Gott will, in Zukunft kein zurechnungsfähiger Deutscher mehr über seine Lippen gehen lassen. Ich weiß, daß es für uns nur eine interessante Frage gibt und das ist die, ob und wie es nun endlich einmal zu einer Genesung des deutschen Wesens selber kommen wird. Das weiß ich und das bekenne ich. Und ich nehme ferner zur Kenntnis, daß ihr, etwas mühselig zwar, aber immerhin aufrichtig bemüht seid, über die rein negative Einstellung uns gegenüber hinwegzukommen und sogar aufs neue unsere Freunde zu sein. Ich teile euch hiedurch mit, daß ich euch für dieses aufrichtige Wollen dank-

bar bin, weil wir Freunde in der Tat nötig haben und daß ich euch für die Ausführung alles Gute wünsche. Das laßt euch also gesagt sein.»

«Aber, liebe Schweizer, wie steht es eigentlich mit eurer Aktivlegitimation zu dem allem: zu eurer Sorge um uns, zu eurer Kritik an uns, zu eurem Angebot uns gegenüber, zu dem ihr euch also endlich und letztlich durchringen wollt? ‚Die Deutschen und wir‘ — wie kommt ihr, wie kommen Sie, Herr Professor Barth, eigentlich dazu, euch als Schweizer uns als Deutschen überhaupt in der Weise gegenüberzustellen wie es in allem, was wir nun gehört haben, geschehen ist? Wie, wenn ich als Deutscher nun einen Vortrag ankündigen und halten würde über das Thema: ‚Die Schweizer und wir‘, wohlverstanden: nicht vom hohen Roß herunter, nicht mehr von Bismarck und nicht mehr von Hitler her, sondern genau von dem Nullpunkt her, an dem wir eigentlich schon angelangt sind und an dem wir, wenn Alles vorüber sein wird, offenkundig stehen werden? Wie, wenn ich dann etwa folgende Feststellungen machte»:

«Ihr habt doch von 1933 an und bis vor kürzester Zeit höchstes Gewicht darauf gelegt, nicht etwa mit dem deutschen Volk, sondern mit unserem Hitlerregime nicht nur korrekte sondern freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. Ihr habt doch größte Eile gehabt, die Untaten der Spießgesellen unseres Hitler, des Franco und des Mussolini, schon am Morgen darauf *de jure* — hört ihrs: *de jure!* — zu anerkennen. Die flüchtigen Gegner des Hitlerregimes aber habt ihr mit schiefen Augen angesehen, von internationaler demokratischer Solidarität habt ihr damals sehr wenig wissen wollen. Ihr habt doch 1938 in den Tagen von München Predigten gehalten, in denen man noch jetzt nachlesen kann, Gottes heiliger Geist sei es gewesen, der damals die

Staatsmänner geleitet, getragen und zu ihrem ‚Friedenskampf‘ und zu schwerwiegenden schmerzlichen Opfern (es handelte sich um die Preisgabe der Tschechoslowakei!) stark — hört ihr es: stark! — gemacht habe. Habt nicht auch ihr, wie jedes Volk, die Regierung, die ihr verdient? Nun, diese eure Regierung hat dann 1939 nicht laut genug versichern können, daß es sich in diesem Krieg um einen Kampf ‚ausländischer Ideologien‘ handle, der euch Schweizer nichts, gar nichts angehe. Dreiviertel Jahre später aber, als es unserem Hitler zunächst nur zu gut, den Anderen nur zu schlecht ging, hat euer Außenminister dann doch eine Rede gehalten, in der er euch den Rat gab, es sei nun auch für euch an der Zeit, einen ‚neuen Menschen‘ anzuziehen. Ich weiß, daß dieser Mann heute gegangen ist: es weiß aber bis heute kein Mensch, ob damals euer übriger Bundesrat auch dieser oder anderer Meinung gewesen ist. Eure Studenten, und zwar eure vaterländisch gesinnten Studenten, haben sich damals mit ernsten Gesichtern darüber unterhalten, ob eine andere als die demokratische Schweiz von 1847 nicht vielleicht doch auch denkbar sein möchte. Hat Einer damals öffentlich gesagt, daß die Sache, für die England in diesen Krieg gezogen ist, auch euer schweizerisches Anliegen sei, dann mußte er sich von den Hohepriestern eurer Neutralität bescheinigen lassen, daß er etwas ‚Staatsgefährliches‘ gesagt habe. Ich habe auch eure großen Tageszeitungen in diesen Jahren verfolgt und muß schon sagen, daß mir die Art, in der eure Leitartikler und Korrespondenten die Ereignisse der Zeit begleitet haben, im Ganzen und mit ehrenvollen Ausnahmen einen reichlich greisenhaften Eindruck gemacht haben. Ihr habt dann eine Zensur eingerichtet, die keine Zensur sein wollte: sie hat euch solche Meinungsäußerungen, aber auch solche Tatsachenmeldungen vorenthalten, die unseren Machthabern

nicht genehm waren oder nicht hätten genehm sein können und die Entscheidungen dieser Zensur richteten sich 'nach der jeweiligen Lage'*, d. h. die Strenge oder Milde ihres Urteils konnte jeweils ziemlich genau an Hand der Landkarte, nämlich aus dem jeweiligen Stand der militärischen Fronten erschlossen werden. Dafür wart ihr, solange es ging, umso eifriger bemüht, die Anstrengungen unserer Kriegsindustrie durch die bekannte Qualitätsarbeit eurer Fabriken zu unterstützen. Und wenn das im Blick auf eure besondere Lage vielleicht zu erklären und zu entschuldigen war, so bleibt es doch rätselhaft, wie ihr im Zusammenhang mit diesem Handel dazu gekommen seid, der deutschen Kriegsführung nun gleich auch noch mit einer Anleihe von einer runden Milliarde von guten Schweizerfranken zu Hilfe zu kommen. Gegen eure Frontisten habt ihr erst nach Jahr und Tag etwas Ernstliches zu tun begonnen, und ihr habt es auch dann nicht getan, ohne der Sache dadurch künstlich ein neutrales Gesicht zu geben, daß ihr gleichzeitig einen Feldzug gegen die Kommunisten unternommen und durchgeführt habt, von denen ihr gerade in diesen Jahren notorisch nichts zu fürchten hattet. Und ausgerechnet in diesen Jahren hat es sich — nicht die schweizerische Regierung diesmal — wohl aber weithin der schweizerische Bürger und Bauer geleistet, zu entdecken, daß er den Juden eigentlich auch nicht gerne möge, und daß es darum wohl angebracht sei, auch ein wenig in das deutsche, das antisemitische Horn zu stoßen. Dies und einiges Andere ist es, was ich über euer Verhalten in diesen Jahren in Erfahrung gebracht habe.»

«Daß seit dem letzten Jahr alles noch einmal ein anderes Gesicht bekommen hat, das sehe ich wohl, aber ich irre mich

* Bundesratsbeschluß über den Schutz der Sicherheit des Landes im Gebiet des Nachrichtendienstes (vom 8. Sept. 1939) Art. 2.

doch wohl nicht, wenn ich annehme, daß das weniger mit einer Veränderung eurer eigenen Absichten als eben mit der veränderten 'Lage' zusammenhängt.»

«Nun, wenn das die staatspolitische Weisheit war, mit der ihr euch eure Sicherheit und Unabhängigkeit zu erhalten gedachtet, so ist das eure Sache. Das aber muß ich euch sagen, daß ich — obwohl und gerade indem ich in der Sache mit eurem Urteil einig gehe — nicht recht sehe, woher ihr eigentlich den Mut nehmt, euch uns Deutschen gegenüber dahin zu stellen, wo ich euch heute stehen sehe. Ihr richtet wohl recht, aber mir scheint, daß euer Gericht vor allem auch auf euren eigenen Kopf fällt. ‚Stehn wir den Felsen gleich, nie vor Gefahren bleich?‘ Nein, solange es unserem Hitler gut ging, stundet ihr durchaus nicht den Felsen gleich: nicht da, wo ihr jetzt zu stehen behauptet, habt ihr für ein anderes, besseres, freies Deutschland kein Herz gehabt und keinen Finger gerührt, sondern für euch selbst gesorgt, habt eure Hände in Unschuld gewaschen, habt den Unparteiischen gespielt und dann doch ein paar-mal auch ganz merklich mit den Wölfen geheult. Ungefähr da, wo in der Zeit von München die englische Regierung Chamberlain, ungefähr da, wo der Vatikan, ungefähr da, wo bis 1941 die amerikanischen Isolationisten standen, haben wir euch in dieser ganzen Zeit stehen gesehen. Wo wäret ihr wohl heute, wenn die Dinge so weiter gelaufen wären wie sie bis 1941 gelaufen sind? Ob die Sache mit dem Anziehen des neuen Menschen dann nicht doch noch einmal sehr aktuell geworden wäre? Und nun macht ihr euch Sorge um uns? Nun wollt ihr uns kritisieren? Nun meint ihr, daß ihr uns etwas zu sagen, zu bieten, zu geben, uns in nützlicher Weise etwas vorzuhalten habt? Nein, eben der Turm inmitten der Brandung, zu dem wir jetzt vertrauensvoll emporsehen könnten, seid ihr nun

doch nicht gewesen. Was wir gesehen haben, war vielmehr so etwas wie eine neutral, aber lustig sich bewegende Windfahne. Eben solche Windfahnen haben wir aber seit 1933 und eigentlich von alters her bei uns selbst genug gesehen. Was wir von euch gehört haben, war Alles in Allem das Wort 'Staatsräson'. Eben mit diesem so richtig atheistischen Wort auf den Lippen soll aber einst auch unser Bismarck gestorben sein. Und so weiß ich nicht so recht, was wir Deutschen mit der aufrichtigen Freundschaft anfangen sollen, die ihr uns jetzt, wenn Alles gut geht, dankenswerter Weise entgegenbringen wollt.»

«Und wie steht es denn mit dem Christentum in der Schweiz? Ist es denn wahr, was vorhin zu hören war, daß man unter dem Christentum bei euch zuerst das Evangelium und dann das Gesetz verstehe? Sind wir denn davor auch nur von ferne sicher, daß uns nun nicht gerade die Christen in der Schweiz eben doch als ein unnützes kleines Heer von Besserwissern und Rechthabern begegnen werden? Lebt denn ihr Christen in der Schweiz von der Gnade Gottes in Jesus Christus, und werdet ihr in der Lage sein, uns praktisch eben davon etwas merken zu lassen? Und wenn dem nicht so ist, wie wollt ihr es dann fertig bringen, uns aufrichtige Freundschaft auch in dem andern Sinn: in Gestalt des unbeirrbaren Widerspruchs, den wir so nötig haben, entgegenzubringen? Ist es mit eurem eigenen Glauben im Grunde gar nicht so weit her, wie sollt und wollt ihr uns dann glaubwürdig werden? Kurzum, entschuldigt mich: aber es kommt mir vor, ihr seid doch allzu sehr aus dem gleichen Tuch gemacht wie wir auch.»

«Versteht mich wohl: ich denke nicht, daß wir dadurch entschuldigt seien. Die allgemeine Sündennacht, in der alle Katzen grau sind, in der Keiner dem anderen etwas vorzuhalten hat, ist nicht das, worauf ich ziele. Ich bestätige euch

noch und noch einmal, daß ihr im Verhältnis zu uns im Recht seid. Ich fürchte aber, daß ihr dennoch die Leute nicht seid, die uns jetzt etwas Wichtiges sein und geben können. Ich fürchte, ihr steht durchaus nicht so kräftig und mächtig dort, wo ihr zu stehen scheint, daß euer Herüberkommen zu uns, selbst wenn ihr euch dazu entschließt, uns eine große Hilfe zur Genesung des deutschen Wesens bedeuten kann. Ich fürchte, daß die Demokratie und das Christentum, von euch vertreten, meinen bösen törichten Landsleuten den überwältigenden Eindruck der himmlischen Botschaft, die sie jetzt nötig hätten, nicht machen werden. Ihr müßtet in diesen Jahren ein ganz anderes Gesicht gezeigt haben, um zu der ganzen Fragestellung, wie sie in diesem Vortrag versucht wurde, berechtigt und ermächtigt zu sein. Und wenn ich euch in den guten Vorsätzen, die ihr entsprechend diesem Vortrag vielleicht fassen werdet, nicht irre machen will, so kann ich euch doch nicht verbergen: ich fürchte aus dem angegebenen Grunde, daß ihr nicht die sein werdet, die hier viel ausrichten können. Ich will euch nicht betrüben, liebe Schweizer, aber es könnte wohl sein, daß wir, sofern Menschen uns überhaupt helfen können, zum Beispiel von den Russen viel mehr als von euch zu empfangen und zu lernen haben werden.»

So könnte ein kluger Deutscher reden, und ich muß gestehen, daß ich nicht recht weiß, wie ich ihm antworten sollte. Ich könnte ihn gewiß auf das feste Wort des Bundesrats Obrecht aus dem April 1939 und auf die unvergeßliche Rede unseres Generals auf dem Rütli verweisen, auf den unverzagten «Nebelspalter» und auf das wegen der Beharrlichkeit seiner Botschaft nicht genug zu rührende Cabaret Cornichon, auf den «gesunden Sinn des Schweizervolks», der sich ja wirklich durch das Alles hindurch erhalten und gegenüber dem, was von Bern kam, ein paarmal auch be-

merklich und wirksam Luft gemacht hat, auf so manchen Einzelnen, der in diesen Jahren dem Strom der gouvernementalen Neutralität nach Leibeskräften entgegengestrampelt hat, auf allerhand private Kräfte, die z. B. in der Sache der Flüchtlinge und Juden tätig gewesen sind, unermüdlich geschoben, getrieben und gedrängt haben, und vor allem auf die große, instinktive Selbstverständlichkeit, in der die Menschen der Masse unseres Volkes und unserer Armee im letzten Grunde wußten, wie sie dran waren, auch wenn sie es nicht laut sagen und es sich nicht laut sagen lassen durften. Ich könnte auf das verweisen, was freundliche ausländische Journalisten doch auch in dieser Zeit gelegentlich zu unseren Gunsten gesagt und was wir dann gerne abgedruckt und zu unserem Trost gelesen haben. Ich könnte, was die Kirche und das Christentum betrifft, darauf verweisen, daß heute in der Schweiz im Ganzen und im Durchschnitt sicher besser — weniger moralisch und weniger sentimental und dafür evangelischer und gerade darum auch im besten Sinn politischer und sozialer — gepredigt wird als vor 20 und 40 Jahren und daß es auch in den Gemeinden bei allem Hin und Her der Stimmungen und Stimmen eine wachsende Anzahl von Menschen gibt, die gerade danach verlangen, gerade dafür Verständnis haben.

Aber wir sehen schon: zu einer eigentlichen, überwindenden Antwort auf das, was ein kluger Deutscher uns jetzt fragen könnte, würde das Alles nicht zureichen. Das Gesamtbild, das dem allem auf der andern Seite gegenübersteht, ist doch zu stark. Das offizielle Gesicht der Schweiz — und auf dieses kommt es leider an — ist in diesen Jahren zwar sicher ein sehr schlaues aber leider Alles in Allem doch allzu schlaues gewesen. Wir haben uns nur als Schweizer benommen und bewiesen in diesen Jahren und nicht

als gute Europäer. Eben darum haben wir uns in diesen Jahren auch nicht als wirklich gute Schweizer benommen und bewiesen. Unser Name in der Welt war vielleicht schon bisher besser als wir selbst in Wirklichkeit waren. Wir werden uns nicht wundern dürfen, wenn er nach diesem Krieg von seinem alten, ein wenig märchenhaften Glanz — zu dem übrigens der Deutsche Friedrich Schiller Einiges beigetragen hat — noch etwas mehr verloren haben wird.

Es ist also schon wahr: unsere Vollmacht, das zu tun, was wir heute den Deutschen gegenüber zu tun schuldig wären, ist fragwürdig. Sie ist darum nicht minder fragwürdig, weil ich diesen klugen Deutschen, der uns solches vorhalten könnte, ja frei erfunden habe. Wer weiß, ob er nur erfunden ist oder ob er nicht schon jetzt in mehr als einem Exemplar herumläuft und uns im gegebenen Augenblick plötzlich in Wirklichkeit begegnen und uns das auf den Kopf zusagen könnte: Eure Vollmacht ist fragwürdig! Aber wer könnte ihn widerlegen, auch wenn er nur in meiner Phantasie existierte? Nein, es ist schon so: unsere schweizerische Vollmacht ist tatsächlich fragwürdig — so sehr, daß man wohl erwägen könnte, ob es nicht besser wäre, das Thema «Die Deutschen und wir» gar nicht aufzuwerfen oder schleunigst wieder fallen zu lassen, um uns mit neuer Gründlichkeit dem Thema «Wir Schweizer» zuzuwenden.

Das mögen wir tun. Wir können aber dem Thema «Die Deutschen und wir» darum doch nicht entlaufen, heute bestimmt nicht. Die Deutschen sind da, wie die Juden da sind, mit deren Art und Schicksal sie ja überhaupt so viel Gemeinsames haben. Wir können gar nicht Schweizer sein ohne uns schlecht oder recht gerade mit den Deutschen auseinanderzusetzen. Die Aufgabe, das nicht schlecht sondern recht zu tun, bleibt, auch wenn wir uns gestehen müs-

sen, daß unsere Vollmacht in dieser Sache fragwürdig ist. Wir haben also von dem, was wir uns zu diesem Thema gesagt haben, auch nach dem Korreferat des klugen Deutschen, das wir nun zuletzt gehört haben, nichts zurückzunehmen.

Es ist nur ein letztes merkwürdiges Licht, in das wir nun Alles gerückt sehen. Das sehen wir nun allerdings, daß auch wir, wenn wir an die dort im Norden denken, auf keinem hohen Roß, sondern auf einem bescheidenen Esel mit langen Ohren sitzen, mit dem wir keinerlei Staat machen können. Das sehen wir allerdings, daß allem offenen oder versteckten schweizerischen Hochmut, mit dem wir unsere Stellungnahme den Deutschen gegenüber vollziehen wollen könnten, dadurch zum vornherein der Hals gebrochen ist, daß wir uns an diesem Ort befinden. Das sehen wir allerdings, daß sogar das Gebet: Gott erbarme sich der Deutschen! sehr unangebracht wäre, wenn es nicht in dem aufrichtigsten *Miserere nobis!* begründet wäre und also umfassend das bedeuten würde, daß Gott sich unser Aller erbarmen möge. Und das sehen wir allerdings: wenn wir in der Richtung, in die wir heute geblickt haben, wider alles menschliche Erwarten irgend etwas ausrichten sollten, dann wird das nicht in der Kraft unseres Könnens und unserer Leistung geschehen und also nicht unsere Ehre, unser Triumph sein; wir werden dann ohne unser Verdienst in unserer höchst fragwürdigen Vollmacht dazu gebraucht werden, wie schließlich auch ein schlechtes Instrument in einer guten Hand unter Umständen erfolgreich gebraucht werden kann. Und wir haben keinerlei Anspruch darauf, in dieser Sache auch nur so gebraucht zu werden. Wir könnten uns nicht wundern, wenn für das, was die Deutschen heute nötig haben, ganz andere Leute und Völker als wir gebraucht würden.

Aber an der Tatsache, daß wir heute gerufen sind, ändert das Alles gar nichts. Das ist's, was wir auch dem strengsten Kritiker unserer Vollmacht auch dann, wenn wir ihm auf tausend nicht eines zu antworten hätten, entgegenhalten müßten. Daran dürfen wir uns nicht irre machen lassen. Daß wir uns der Aufgabe nicht gewachsen finden, das entbindet uns nicht von der Aufgabe. Sie muß darum übernommen werden, weil sie uns gestellt ist, nicht darum, weil wir uns für ihre Ausführung für geeignet halten. Es muß nicht so sein, daß wir uns ihr umsonst zuwenden. Wir wenden uns ihr gerade dann sicher nicht umsonst zu, wenn wir das ohne allen Anspruch tun. Es handelt sich ja um unsere Stellungnahme zu denen, die heute nur noch vom Nullpunkt her eine Zukunft haben können. Wir müssen wohl unsererseits ebenfalls von einem Nullpunkt herkommen, um ihnen in dieser Situation beistehen zu können. Müssen wir uns selber beugen, so ist das keine schlechte, sondern eine gute, vielleicht die allein mögliche Voraussetzung für das Unternehmen, jenen Gebeugten beizustehen.

Wobei für sie wie für uns, für ihren eigenen künftigen Weg wie für unseren künftigen Weg im Verhältnis zu ihnen Alles darauf ankommt, daß niemand sich ins Leere beuge in einer Traurigkeit, die zum Tode und nicht zum Leben wäre, daß also gerade an der Stelle des bloßen Nullpunktes in Wirklichkeit das ewige Erbarmen ihres und unseres Schöpfers und Heilands leuchtet, mächtig und siegreich ist — Jesus Christus in Person, der der wirkliche «Herr der Geschichte» ist — und daß es ihnen und uns gegeben sei, der Auswegslosigkeit ihrer Situation und der Fragwürdigkeit unserer Vollmacht ihnen gegenüber zu begegnen mit dem stärksten aller Gebete: «Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!» Von da aus können und werden wir zusammenkommen und nicht umsonst zusammenkommen:

die Deutschen und wir. Wem dieses Zusammenkommen ein Anliegen ist, der wird sich gerade dem merkwürdigen letzten und etwas unangenehmen Licht, das jetzt noch auf unser Thema gefallen ist, nicht entziehen dürfen.